

Brigitte Schwens-Harrant

Spiegelsplitter

|| Romane aus dem Jahr 2008

Die Rede von der Literatur als Spiegel der Gesellschaft, als Spiegel der Welt ist alt. Aus den gängigen Literaturtheorien ist diese Metapher allerdings weitgehend verschwunden, stellte Peter von Matt in einem Essay fest. Dichtung schreibt man längst nicht mehr die Funktion der Repräsentation zu – und von welcher der vielen Wirklichkeiten sollte Literatur denn ein „Abbild“ sein? Selbst in jedem Abbildrealismus steckt außerdem „ein imperativer Zug. Er sagt nicht: Seht her, so ist die Welt!, sondern: So sehen wir die Welt, und du, bitte schön, siehst sie auch so!“¹

Auch wenn Literatur keine Verdoppelung, keine Widerspiegelung der Wirklichkeit ist: Den Spiegel hält die Literatur der Gesellschaft, der Welt immer noch und immer wieder vor, und zwar „im vollen Sinne dessen, was dieser Ausdruck umgangssprachlich meint“². Angesichts des Zustands, des Aussehens der gegenwärtigen Welt kam Peter von Matt zu dem Schluß: „Man hole ruhig den Spiegel wieder von der Müllhalde der Theorie, denn wir wissen nicht mehr, wer wir sind.“³ Wer, wenn nicht die Literaten, könne der Welt den Spiegel vorhalten?

„Wie ihr das tut, ist eure Sache, aber tut's. Eure Kunstgriffe veralten, gewiß. Eure Erzähltricks nutzen sich ab, zweifellos. Eure Verfahren müssen immerzu revidiert werden, wer wollte es bestreiten? An der Aufgabe selbst aber hat sich – leider – seit dem ‚Simplicissimus‘ wenig geändert.“⁴

Vladimir Sorokin: Der Tag des Opritschniks

Die Aufgabe der Literatur, der Welt den Spiegel vorzuhalten, scheint dann besonders dringend, wenn die Meinungsfreiheit derer, die öffentlich schreibend tätig sind, etwa der Journalisten, stark eingeschränkt, wenn nicht gar verschwunden ist. Literatur kann dann ihre subversive Kraft ins Spiel bringen, zum Beispiel als Satire, mit der sich aussprechen läßt, was anders nicht gesagt werden kann. Ein möglicher Trick der Verkleidung: Man schreibt über den Ort, den man meint, wechselt aber die Zeit.

Vladimir Sorokin, einer der berühmtesten russischen Schriftsteller der Gegenwart, hat diesen formalen Weg gewählt. Der 1955 in Bykovo unweit von Moskau

geborene Schriftsteller verlegt die Handlung seines satirischen Romans „Der Tag des Opritschniks“⁵ um 20 Jahre in die Zukunft. Rußland hat seine Abschottung von Europa durch eine „Große Mauer“ zementiert, unterhält nur Beziehungen mit China – aus wirtschaftlichen Gründen. Ab und zu wird Europa der Gashahn zugedreht.

Dieses neue, hochtechnisierte Rußland ist ideologisch und politisch erschreckend alt und bekannt. Sorokin hat das System Iwans des Schrecklichen als „Vorlage“ für das künftige Rußland gewählt. Es finden sich also Kennzeichen jener Herrschaft des 16. Jahrhunderts, die aufgrund ihrer besonders brutalen Strafvollzüge in die Geschichte einging und Iwan seinen Beinamen Grosny eingebracht hat: der Furchtgebietende.

Der Kreml ist bei Sorokin nicht mehr rot, sondern weiß, und anstelle der „satani-schen Fünzfacke“ prangen dort jetzt die goldglänzenden doppelköpfigen Staatsadler. Herrscher ist der Gossudar, dem seine Untertanen stets Gehorsam zu leisten haben. Exekutiert wird auch dieses Machtsystem mit grausamer Gewalt und mit Hilfe einer privilegierten Bruderschaft. Sorokin nennt sie die Opritschniks und leiht sich damit den Namen der Leibwache Iwans des Schrecklichen. Wie bei den historischen Opritschniks werden auch Sorokins Opritschniks durch quasireligiöse Rituale aneinander gebunden. Man erkennt sie an dem Ring mit dem Glöckchen im Ohr, sie fahren nie ohne Gebet zum Einsatz, erhalten die Güter jener, die von gestern auf heute in Ungnade gefallen sind, und besiegeln ihren Männerbund mit sexuellen Riten. Eine unselige Verbindung von Kirche und Staat, zentralistische Machtstrukturen, der unbedingte Gehorsam der Gefolgsleute bis zur Selbstverstümmelung und vor allem die Gewalt halten dieses System aufrecht und die Masse still. Andersdenkende werden unterdrückt, die Intelligenz öffentlich gezüchtigt. Es wird gemordet und gebrandschatzt, daß es nur so eine Freude für die Täter ist.

In dieser literarischen Prognose sieht die Zukunft dem Vergangenen täuschend ähnlich. Auch stilistisch hat der Autor diese Kehrtwendung Rußlands in die eigene schreckliche Vergangenheit ausgedrückt. Daß Sorokin die Perspektive des Täters wählt, macht den Roman um so verstörender. Erzählt wird nicht wie bei Alexander Solschenizyn ein Tag im Leben eines Häftlings, sondern ein Tag im Leben eines Opritschniks, des Ich-Erzählers Andrej Danilowitsch. Er beginnt mit Klingel-tönen, aufgenommen bei der Folter eines Wojewoden aus Fernost: „Musik, die einen Toten aufweckt“ (7).

Literatur spielt als subversive Kraft eine wichtige Rolle, Spottlieder tummeln sich durch den Text und beschäftigen die Behörden und deren unverständige Vertreter. Sorokin hat seinen Roman verfaßt, bevor die Journalistin Anna Politkowskaja (im Oktober 2006) ermordet wurde. Manches wirkt in dem Text, der bereits 2006 in Rußland erschien, gar nicht mehr satirisch:

„Feinde, äußere wie innere, hatte unser Staat zu allen Zeiten, doch nie zuvor hat sich der Kampf mit ihnen so zugespitzt wie in der Periode der Auferstehung des Heiligen Rußland. Nicht wenige Köpfe sind in diesen sechzehn Jahren auf der Schädelstätte beim Kreml gerollt,

nicht wenige Züge voll mit Staatsfeinden und ihrer Sippschaft hinter den Ural gedampft, nicht wenig rote Hähne haben auf den Dächern ach so hoher Herren im Abendlicht gekräht, nicht wenige Wojewoden auf der Streckbank in der Geheimen Kanzlei gefurzt, nicht wenige anonyme Briefe sind im Postkasten der Abteilung Schuld und Sühne auf der Lubjanka gelandet, nicht wenigen Geldschneidern ward das Maul mit ihren schändlich gehorteten Scheinen gestopft, nicht wenige Sekretäre hat man gar heiß gebadet, nicht wenige fremdländische Gesandte mit den drei gelben Merins, den ‚Schandwagen‘, aus der Stadt hinausbefördert, nicht wenige Zeitungsschreiber mit Entenfedern im Arsch vom Fernsehturm Ostankino gestürzt, nicht wenige aufwieglerische Federfuchser in der Moskawa ertränkt“ (39 f.).

Schriftsteller, die so deutlich werden, machen sich ihr eigenes Leben nicht gerade einfacher und sicherer. Bei der Lektüre von Vladimir Sorokins Roman hält man nicht nur deswegen ab und zu den Atem an, weil die Lust an der Gewalt so ungeschönt aus Täterperspektive daherkommt, sondern weil man sich auch bange fragt: Welche Folgen hat dieses Buch für den Autor? Der mutige Roman nimmt die Literatur als subversive Kraft in Anspruch. Er wird gelesen, auch in Rußland.

Ron Leshem: Wenn es ein Paradies gibt

Einen anderen formalen Weg, um einem Land einen literarischen Spiegel vorzuhalten, wählt Ron Leshem. Er greift für seine literarische Erfindung auf Dokumentationsmaterial zurück – auf Interviews und Filmmaterial – und sperrt in seinem Roman „Wenn es ein Paradies gibt“⁶ die Lesenden mit jungen israelischen Soldaten in einen beklemmend engen Raum: in die Festung Beaufort im Südlibanon.

Die Aussicht auf die Umgebung wäre schön, aber die Soldaten haben kaum Aussicht. Sie leben im Dunkeln ohne Tageslicht, auf 170 mal 40 Meter. Ins Freie kommen sie nur nachts, um sich neben der Zufahrtspiste in den Hinterhalt zu legen, in ständiger (zunächst sogar noch freudiger) Erwartung der Angriffe der Hisbollah. Die Perspektive ist die eines Ich-Erzählers: Ein Offizier, der unbedingt kämpfen und nicht passiv auf die Angriffe des Feindes warten will, der aber selbst wie ein liebesbedürftiges Kind ist, nicht anders als die „Kinder“, die er befehligt.

Der 1976 nahe Tel Aviv geborene Journalist Ron Leshem schreibt vom Wahnsinn des Krieges, indem er sich ganz auf diesen kleinen Ort beschränkt, an dem zunächst fast nichts passiert, dann aber mehr als genug. Eres kommandiert eine Truppe von 13 Soldaten. Der wichtigste Auftrag in Beaufort findet sich auf einem Metallschild niedergeschrieben: „*Die nördliche Grenze Israels verteidigen, vom Berg Dov im Osten bis Rosch Hanikra im Westen*“ (62).

Verteidigen heißt, sich in der Festung verkriechen und zu lebensgefährlichen Erkundungen ausgeschickt werden. Man schläft in Stiefeln, um ständig bereit zu sein, während es draußen Mörsergranaten regnet. „Purple rain“ heißt das in der Festungssprache. „Acht Oleander“ sind „acht Abgänge“, das Wort „aufgegessen“

ersetzt „Angst“. Mit der Sprache entsteht eine eigene Welt. Hier kommen Menschen zusammen, die „draußen“ nichts gemeinsam hätten. Hier hausen sie auf engstem Raum und sind aufeinander angewiesen. Es sind fast noch Kinder, übermütig und verspielt, voller Phantasien und Träume, voller Anspannung und Neugier, endlich etwas zu tun („Wann beginnt das echte Ding?“), und entsetzt und gebrochen, als „das echte Ding“ beginnt.

Beaufort verfällt, und mit den äußeren Verfallserscheinungen (die Sanitäranlagen sind nicht mehr zu betreten, mit dem Nachschub hapert es, die ersten Gebrauchsgegenstände werden abgeholt) nehmen nicht nur die Gebete zu, sondern auch die Zweifel. Läßt der Staat seine Soldaten im Stich? War die Anwesenheit hier in den letzten Jahren sinnvoll? Wurden die getöteten Kameraden womöglich umsonst „vergeudet“? Im Jahr 1982 hatten israelische Soldaten den Berg eingenommen und 2000 wieder verlassen. Ron Leshem erzählt von der letzten Phase der Präsenz israelischer Soldaten auf Beaufort.

Der Roman lebt nicht nur von der Innensicht des Ich-Erzählers, sondern auch von seiner Sicht auf die gleichaltrigen „Kinder“: Soldaten, die unterschiedlicher nicht sein könnten, denen Beaufort und die anderen aber so sehr zu ihrer Welt werden, daß sie teils nur zögernd den Heimaturlaub antreten können. Zuhause kann man nicht erzählen, was man erlebt hat. „Er wird nicht mehr“, heißt das Spiel, das alle spielen, „wenn ihnen ein Kamerad getötet wird. Man wirft seinen Namen in die Runde, und jeder, der dabei ist, muß den Satz vollenden, muß sagen, was er nicht mehr wird“ (5).

In Israel wurde dieser Roman zu einem Bestseller. Ein Soldat kann sich mit seinen Erfahrungen darin ebenso finden wie die Mutter, die ihren toten Sohn zu beklagen hat. Der Roman erschien im Original 2005, ein Jahr später begannen die Kämpfe im Libanon. Unter dem Titel „Beaufort“ wurde das Buch von Joseph Cedar verfilmt, auf der Berlinale 2007 erhielt der Film den Silbernen Bären, und 2008 war er neben Stefan Ruzowitzkys „Die Fälscher“ für den Auslands-Oscar nominiert. Mit Leshem meldet sich nun eine Generation zu Wort, die offensichtlich genug hat vom Krieg und genug von Mythen vom Heldentum, die in den Tod führen.

Olga Flor: Kollateralschaden

Man muß nicht unbedingt in Kriegsgebiete reisen, man muß sich nicht literarisch zu Soldaten in die Festung begeben, um dem Krieg, dem Terror oder der Angst davor auf die Spur zu kommen. Man kann, um der Gesellschaft einen literarischen Spiegel vorzuhalten, als Schriftstellerin auch einen Ort auswählen, der jedem aus dem Alltag bestens vertraut ist: einen Ort, wo Bedürfnisse geweckt, aber der Hunger nicht für jedermann gestillt wird, wo Waren und Geld ihre Besitzer wechseln und

wo man einander begegnet, ohne einander zu begegnen – den Supermarkt. Auf diesen symbolträchtigen Ort, den Marktplatz der Gesellschaft, fokussiert Olga Flor, 1968 in Wien geborene und in Graz lebende Schriftstellerin, ihren neuesten Roman „Kollateralschaden“⁷.

Dieser Ort wird in der Erzählperspektive selten verlassen. Der Autorin genügt eine Stunde erzählte Zeit. Die Romanhandlung beginnt um 16.30 Uhr mit Doris an der Eingangstür und ihrer Suche nach einer Münze für den Einkaufswagen und endet eine Stunde später mit Blut. Jedes Kapitel ist eine Minute, der Roman tickt in alltäglichen Szenen zwischen den Kaufhausregalen dem Fiasko entgegen. Im Mittelpunkt stehen jene Personen, die in dieser einen Stunde den Supermarkt betreten oder verlassen, die darin mehr oder weniger motiviert ihrer Arbeit nachgehen oder Lebensmittel suchen oder ihren Gedanken, Sorgen, Erinnerungen nachhängen. Wie eine Filmkamera läßt Olga Flor ihren Erzählfluß wandern, von Person zu Person. So bekommt man Ausschnitte von Biographien, von Lebensgeschichten zu lesen, die unaufgeregt und durchwegs „realistisch“ sind. Während Doris Kalorien zählt, wird der obdachlose Anton des Supermarkts verwiesen, während Horst durch die Regalgänge streift, wird seine kranke Frau am Operationstisch aufgeschnitten, während der junge Mo ansetzt zu einem „Parcours“ durch den Laden, zu einem Lauf, der Dinge in Gang setzen wird, die schließlich keiner mehr unter Kontrolle haben wird, bügelt seine Mutter andernorts Spannleintücher und läßt sich vom Fernsehunsinn ihrer Auftraggeberin berieseln. Als eine Art Hauptfigur fungiert Luise, die rechtspopulistische Politikerin, die einen Anschlag auf ihre Person geradezu erwartet und dadurch eine nicht unerhebliche Rolle spielen wird.

Olga Flor übertreibt mit ihren Figuren nicht: Sie serviert keinen Katastrophen-Schinken à la Hollywood, sie braucht weder Helden noch Sozialklischees, um die Atmosphäre immer unheimlicher zu gestalten. Ihre Stärke ist das Beschreiben des ganz Alltäglichen – und sei es nur der harmlose Versuch, ein Glas aus dem Kaufhausregal zu nehmen. Die Autorin besticht nicht nur durch ihre Beobachtungen, es gehört auch viel erzählerisches Können dazu, wie Flor die Spannung aufbaut. „Kollateralschaden“ ist kein politischer Thesenroman, aber dennoch hochpolitisch. An einem kleinen Ort ist die Gesellschaft versammelt; der Supermarkt wird zur Welt in Angst vor dem Terror.

Alek Popov: Die Hunde fliegen tief

Auch in zwei Brüdern kann die Gesellschaft Gestalt annehmen. Ango und Ned stehen für zwei Nationen: für Bulgarien und die USA. Sie stehen für zwei Systeme und Situationen: Hier bricht nach dem Kommunismus der Kapitalismus auf – und dort bricht er gerade zusammen. Korruption und Kriminalität, Gewinnsucht und Goldrausch, Blasen und deren Platzen gibt es hier wie dort. Mit diesen Stichworten

ist die Parallelstruktur des neuen Romans von Alek Popov „Die Hunde fliegen tief“⁸ ebenso skizziert wie der Inhalt und die Spannung, aus der die Romanhandlung lebt.

Ango, ein studierter, aber erfolgloser Verleger aus Bulgarien, kommt als Gewinner einer Green Card in die USA, wo Ned seit Jahren lebt und es inzwischen zu viel Geld gebracht hat. Ango findet keine adäquate Anstellung, so jobbt er als Hundeausführer. Währenddessen spielt, optimiert und rationalisiert Ned, er verschiebt Abteilungen, vereinheitlicht Strukturen und lehrt die Angestellten der jeweiligen Firma das Fürchten um ihren Arbeitsplatz, bis er selbst fast durch einen Sabotageakt zum Opfer wird. Eine Art Strafversetzung führt ihn für eine Zeitlang in seine alte Heimat, nach Bulgarien. Währenddessen versucht Ango, der in Neds Wohnung lebt, in den USA Fuß zu fassen. Der Ortstausch wird zum Rollentausch: Am Ende hat Ned sein Geld verloren und Ango viel gewonnen. Ango bleibt in den USA, Ned reist weiter.

Der Roman lebt von Oppositionen, die keine sind, denn sie tauschen ihre Plätze wie die Brüder. In Bulgarien ist gerade die zweite Welle der VEB, der erfolgreichen Bulgaren, dabei, das Ruder für die Fahrt in die Zukunft in die Hand zu nehmen. Aus der „Gruft des Kommunismus“ entweicht der „Geist der Kleptomanie“ (100). Die Moral geht dort wie da vor die Hunde. In den USA wird sichtbar, was den Kapitalismus befördert und ruiniert: „Firmen, die ausbluteten, diebische Manager, betrogene Sparer, Finanzpyramiden, frisierte Bücher, uneintreibbare Kredite“; kurz: „Sie hatten sich mit unserer Krankheit angesteckt!“ (100)

Die hochdotierten Berater, die sich ihr Leben lang abrackern als Leibeigene des Lifestyles, als Leibeigene des Geldes, das diesen Lifestyle gewährleistet, werden, wenn sie Pech haben, eines Tages selbst auf die Straße gesetzt. Das Motto des Beraters: „Ich komme von weit her und bleibe nur für kurze Zeit“ (44) wird dann wahrer, als ihm lieb sein kann. Vielleicht haben es da die Dogsitter leichter? Doch sie haben andere Probleme, zum Beispiel mit Gewerkschaften: Wer nicht beitrifft, dem wird der Hund geklaut. In diesem Roman hat am Ende der Hundeausführer Erfolg, nicht der Berater. Im nächsten sieht es vielleicht wieder anders aus.

Das Leben der Brüder liest sich wie ein Beweis der Theorie des abgesprungenen Beraterkollegen, dem Ned nach Bulgarien folgen muß:

„Kurz zufolge gibt es zwei Arten von Wirtschaft, die des Anhäufens und die des Vergeudens. Beide sind organisch miteinander verbunden. Wenn irgendwo Geld gemacht wird, wird anderswo annähernd die gleiche Summe ausgegeben. ... Sogar zu Zeiten der Weltwirtschaftskrise, als so viel Kapital angeblich unwiederbringlich verfiel, gleichsam im Erdboden versank, hat das Geld in Wahrheit nur seine Besitzer gewechselt – nach langen Irrwegen über die ganze Welt und zig Transformationen sprudelte es wie bei artesischen Brunnen an anderen Orten unerwartet wieder hervor“ (169, 172).

Für seinen satirischen Gesellschaftsroman hat Alek Popov 2007 den bulgarischen Elias Canetti-Preis erhalten. Dem 1966 in Sofia geborenen Autor gehen die phanta-

stischen und skurrilen Einfälle nicht aus, und man wundert sich, wie er es schafft, das bunte Erzählgarn immer wieder zu entwirren. Geklonte Hunde tauchen ebenso auf wie längst eingäschert geglaubte Tote, Lösegeldforderungen für Hunde ebenso wie Eidechsenmenschen. Statt über den Zustand der Welt zu klagen, spinnt Popov eine unterhaltsame Story. Wenn der Kampf der Guten gegen die Bösen für ein spannendes Finale sorgen soll, kommt es zu filmreifen Szenen. Hollywood und Märchen: Die Gesellschaften in Ost und West, erzählt dieser Roman, haben von beidem etwas und Kommunismus und Kapitalismus sind womöglich Brüder.

Norbert Gstrein: Die Winter im Süden

Daß Norbert Gstrein, 1961 in Mils/Tirol geboren, zu den wichtigsten österreichischen Autoren der Gegenwart gehört, ist unumstritten, selbst wenn über seine Bücher aus unterschiedlichsten Gründen auch gestritten wurde. Gstrein versteht sein Handwerk und entwickelte von Anfang an eine eigene Sprache, mit der er versuchte – wie er selbst es in Interviews ausdrückte –, die Grenze zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren zu verschieben. Er hat auch keine Scheu, heikle Themen anzugehen, wie etwa im Roman „Die englischen Jahre“, in dem er die fiktive Biographie eines „gefälschten“ Juden schrieb.

In seinem jüngsten Roman „Die Winter im Süden“⁹ wendet sich Gstrein wie in seinem letzten („Das Handwerk des Tötens“) wieder dem Balkan zu und der Vergangenheit. Erneut wagt er eine heikle Thematik, die eindeutige Parteinahmen zu fordern scheint, deren Diskussion aber oft in Vorurteilen und Klischees gefangen bleibt. Das Netz, das sich dieses Mal über Kontinente spannt, knüpft er nicht nur mit Geschehnissen des 20. Jahrhunderts, sondern vor allem durch die Figuren. Die 51jährige Marija verläßt 1991 „nur für einen Sommer“ ihren Mann und Wien und geht kurz vor Ausbruch des Kriegs nach Zagreb, in ihre Heimat, die sie mit der Mutter als Kind verlassen mußte. Dort vergehen die Tage und Wochen, und während Marija worauf auch immer wartet, mehren sich die Anzeichen des Krieges. 45 Jahre lang hat Marija ihren Vater für tot gehalten, da erscheinen auf einmal Anzeigen in der Zeitung.

Den Alten, zunächst noch in Argentinien, erkennt die Leserin bald als diesen vermeintlich toten Vater. Der Kroat kam 1948 nach Buenos Aires und wartete seither darauf zurückzugehen. Er haßt die Kommunisten, hat im Keller seines Hauses einen Schießstand, hat seine zweite Ehefrau denunziert und damit „beseitigen“ lassen, verprügelt seine dritte Frau und lehrt seine Mädchen Kroatisch. Vor allem engagiert er Ludwig, den Grazer Polizisten, der sich heimatlos in Argentinien herumtreibt, als seinen „Soldaten“. Durch Ludwigs Brille lernen die Leser den Alten kennen – das ist ein gelungener literarischer Kniff: Denn so erklärt sich, warum der Alte einerseits ziemlich unheimlich wird, aber andererseits auch ziemlich dubios

bleibt. Was der Alte „damals“ „dort“ gemacht hat, warum er fliehen mußte – war er ein Kriegsverbrecher? –, bleibt ebenso Mutmaßung wie das Tun und Treiben seines Freundes Don Filip, der vielleicht nicht nur Beichten im katholischen Sinn, sondern auch in der Bedeutung von Verhören durchzuführen versteht. So webt sich in Andeutungen auch die blutige argentinische Geschichte in den Text.

Der Alte ist eine gelungene, interessante Gestalt in diesem Roman, der die beiden Figuren (Vater und Tochter) aufeinander zubewegt, sie aber einander letztlich nicht begegnen läßt. Sein lebenslanges Warten auf die Rückkehr ist glaubwürdig, ebenso der Umstand, daß er nach dieser Rückkehr nur eine sonderbare kleine Figur darstellt. Statt aktiv handelnd einzugreifen in die kroatische Tagespolitik – wovon er all die Jahrzehnte geträumt hat –, sitzt er in einem Zagreber Hotelzimmer (einem ehemaligen Gestapo-Hauptquartier) und rekonstruiert, was am 15. Mai 1945 in Bleiburg geschehen ist, als er mit Tausenden anderen Kriegsgefangenen von den Engländern den Partisanen ausgeliefert wurde, was für viele den Tod bedeutete.

Was bei der Charakterisierung des Alten gelingt, vielleicht gerade durch die distanzierte Beobachtung durch Ludwig, will bei Marija nicht so ganz glücken. Ihr Innenleben erfährt der Leser ohne Vermittler, es bleibt dennoch seltsam fremd. Warum sie tut, was sie tut, nämlich sich zum Beispiel vom Soldaten Angelo unterwerfen zu lassen, dafür kann man die Psychologie bemühen: Doch Marijas Geschichte verdankt sich wohl eher der Romanstruktur, in der sie als eine Art Gegenpart des Vaters angelegt ist.

Ein auffälliger Unterschied zu Gstreins bisherigen Werken ist nicht nur der Verlagswechsel von Suhrkamp zu Hanser, sondern das Nachlassen der ausdrücklichen Sprachskepsis. Bisher waren sich Gstreins Erzähler – um es mit Gstreins eigenen Worten zu sagen – dessen, was sie erzählen, nie ganz sicher. Sie hielten sich immer Alternativen bereit – und damit öffneten sie den Lesern Raum.

Ingo Schulze: Adam und Evelyn

Raum öffnen auch die „alten Geschichten“, sie können zur Folie für das Erzählen von Zeitgeschichte werden. Ingo Schulze, 1962 in Dresden geboren, läßt seinen Roman „Adam und Evelyn“¹⁰ am 19. August 1989 beginnen. Noch steht die Mauer. Noch sind Adam und Evelyn im „Osten“, wo sie einen Garten haben und einen Keller mit eingewecktem Obst. Ist das das Paradies? Die biblischen Anspielungen sind überdeutlich und spätestens nach dem Auftritt von Lilli – Adams Lilith! – weiß man, daß sich hier auch die Mythologie recht aufdringlich einmischt.

Am Anfang steht Adam in seinem eigenen Haus, genauer: in der Dunkelkammer. Dort spielt er Schöpfer, erschafft er seine Geschöpfe, die Frauen: Wenn er sie entwickelt, treten sie aus dem Nichts. Adam formt als Schneider die Damen zunächst nach seinem Bild, um sie dann photographierend zu seinem Bild zu machen. Daß er

sie zwischendurch auch als Mann beglückt, beglückt seine Partnerin Evelyn nicht. Am Ende steht Adam im fremden Garten der neu bezogenen WG und verbrennt die Bilder, die er sich von seinen Frauen machte. Ein Paradies ist verloren. Ein anderes dafür gewonnen: Evelyn kann nun endlich studieren.

Zwischen Dunkelkammer und Photofeuer liegt nicht nur eine abenteuerliche Reise von der DDR über Prag, Ungarn und Österreich nach München, sondern auch die sich überstürzenden Ereignisse des Herbstes 1989. Paradies, Sündenfall und Vertreibung begleiten die Handlung: Sie treten freilich jeweils nur im Plural auf. Denn des einen Paradies ist nicht unbedingt das des anderen, und auch der Sündenfälle gibt es mehrere. Stein des Anstoßes für die folgende Handlung ist Lilli. Evelyn, die vorzeitig nach Hause kommt, erwischt sie nackt in der eigenen Badewanne. Grund genug für Evelyn, Adam und das gemeinsame Haus zu verlassen. Nicht nur die Namen, auch die Dinge verweisen auf bekannte Geschichten: Evelyn reicht Adam zwar keinen Apfel, aber Weintrauben: „Sind die gewaschen?“, fragt der zeitgenössische Adam. Dann liegt nach Adams Sündenfall auch noch eine Feige am Boden, und man fürchtet nicht so sehr, daß Adam auf sie tritt, als vielmehr, daß hier ein wenig platt mit den biblischen und mythischen Geschichten umgegangen wird. Würde man zu Beginn schon, daß am Ende akkurat eine WG mit den Engeln Michaela und Gabriela auf Adam und Evelyn wartet, dann könnte einem womöglich die Lust am Lesen vergehen.

Das brächte einen aber um viel Unterhaltung. Denn Ingo Schulze kann erzählen. Deswegen bekommen die Figuren trotz ihrer allzu sichtbaren Folien ein buntes Eigenleben, und eine spannungsreiche Geschichte formt sich, vor allem durch Gespräche. Evelyn, die nach Ungarn fährt mit Freundin Simone und deren Cousin Michael, dem Mann aus dem Westen, der bald mit Evelyn im Bett liegen wird; Adam, der ihnen unermüdlich folgt, um Evelyn zurückzugewinnen, und anderen dabei mehr als einmal aus der Patsche hilft; Katja, die Adam auf seiner Reise 20 Kilometer vor Brno aufklaubt und im Kofferraum nach Ungarn schmuggelt: Mit Figuren wie diesen und köstlichen Dialogen erzählt Schulze ein Roadmovie.

Es hat etwas Skurriles und Komisches und zugleich etwas überaus Berührendes, wie Adam in seinem geliebten rot-weißen Wartburg 311, Baujahr 61, und der Schildkröte Elfi seiner Evelyn hinterherfährt. Auch diese Fahrt, die – von Adam völlig ungeplant – von Ost nach West führt, wird symbolisch aufgeladen: „Wird komisch sein, wenn man Adam nicht mehr im Rückspiegel hat“, sagte Michael und sah durch die Heckscheibe“ (188).

Die Figuren, ihre Gespräche und die spannungsvollen Beziehungen der Figuren zueinander – das sind die Stärken dieses unterhaltsamen Romans, der gar nicht genauer auf die Tagespolitik sehen will, denn das tun auch seine Protagonisten nicht bzw. sie tun es, indem sie – einige von ihnen – die Grenze zwischen Ungarn und Österreich im Blick haben: Öffnet sie sich oder nicht? Auch die Tragik der Leben

und Fluchtversuche – etwa Katjas – wird höchstens einmal mit Tränen angedeutet. Die Protagonisten wollen wie Katja einfach nur weg, oder sie wissen wie Evelyn nicht: Wollen sie gehen oder bleiben? Oder sie wissen wie Adam nicht, warum sie weg wollen sollten.

Statt großer Politik gibt es viele kleine Dinge: das Quittenkompott, der Garten, die Kleider, ein Senfglas, der Geschirrspüler, die Gästewohnung. Schulze enthält sich politischer Behauptungen, er läßt seine Figuren sprechen, in ihrem Mund findet man die Moral der Geschichte, wenn man denn eine finden will, und weil es viele Mündler gibt, gibt es sie nur im Plural. Von dieser Konstruktion lebt der Roman. Vielstimmig erzählt er die Fragen, das Suchen und Fehlen seiner Protagonisten. Mal haben die Figuren ihr Leben in der Hand, dann wieder brauchen sie dringend jemanden, der ihnen aus der Klemme hilft. Nicht nur einmal und nicht nur von einem wird gelogen. Außerdem ist alles anders, als es scheint oder benannt wird. Lilli ist nicht Lilli, Desdemona nicht Desdemona, und Adam heißt eigentlich Lutz. Vielleicht ist der eine oder andere ein Spion, man weiß es nicht, so wie auch die Fragen der Romanfiguren letztlich unbeantwortet bleiben.

Feridun Zaimoglu: Liebesbrand

Ein wenig biblisch geht es auch in dem Roman „Liebesbrand“¹¹ von Feridun Zaimoglu (1964 im anatolischen Bolu geboren und in Deutschland aufgewachsen) zu, der die Themen der Literatur schlechthin erzählt: Liebe und Tod. Man fällt in dieses Buch hinein, stolpert und staunt im folgenden über die originellen Einfälle und die nicht erwartbaren Wortmeldungen der Protagonisten – und liest sich fassungslos hindurch. Denn Fassungen werden einige gebrochen: Wer glaubt zu wissen, was realistisch und zweckmäßig, erwartbar oder berechenbar ist, dem soll hier nicht geholfen werden. Feridun Zaimoglu tut das, was Literatur am besten kann: vom Irrsinn und dem Trotzdem der Liebe erzählen, Erwartungen brechen, Wissen kippen, neugierig machen, den Boden unter den Füßen wegziehen. Und wie bei Don Quixote weiß man manchmal nicht: Ist die Geschichte zum Weinen oder zum Lachen oder beides?

Am Anfang steht der Tod. Bei einem Busunglück im Nachtexpressbus irgendwo im türkischen Niemandsland verbrennen Menschen. Auch der Ich-Erzähler stirbt. Der biblische Schöpfungsbericht klingt an, im ersten Satz: „Es wurde dunkel, es wurde hell, dann aber starb ich“ (5). Vielleicht wird da einer wiedergeboren, wiedererschaffen. Dem 38jährigen Ich-Erzähler, wie Feridun Zaimoglu selbst türkischstämmiger Deutscher, erscheint eine Frau, sie reicht ihm Wasser. Mit ihrem Ring mit hellblauem Emaillemedaillon ist auch das romantische Symbol mit im Spiel. Im Krankensaal bekommt David seiner Verletzung gemäß den Namen Rippe. Mit Narben im Gesicht verläßt er die Türkei, um wieder in Kiel zu landen,

wo eine abbruchreife bzw. schon abgebrochene Beziehung auf ihn wartet bzw. nicht wartet.

Soweit die Ausgangsposition, doch bei diesem Unfall ist etwas mit David passiert, hat etwas angefangen: eine Sehnsucht. Diese Sehnsucht wird ihn durch Europa treiben, auf der Suche nach der Frau, die ihre Haarspange bei ihm verloren hat. Er sucht Tyra in Nienburg auf, reist ihr nach Prag nach, folgt ihr schließlich nach Wien. Er darf sie ansprechen, wird zurückgestoßen, macht sich zum Idioten: „Woran erkannte man einen Idioten? Er wollte nicht hören, er hing einer Idee an, und in seinen Träumen sah er das Abbild der Frau, die ihn in der Wirklichkeit verlachte“ (238).

Erzählt wird eine derart hoffnungslose Geschichte, daß den Leser nicht nur Lachen, sondern auch Mitleid überkommt. Dabei sähe die Sache mit Übersetzerin Jarmila, die „sein Geld und ihre Tschechischkenntnisse“ in Prag zusammengeführt haben, gar nicht so schlecht aus.

Amüsante und skurrile Dialoge zwischen Mann und Frau, aber auch zwischen David und seinem besten Freund Gabriel (wie könnte er anders heißen als der Erzengel!), würzen den Text ebenso wie wunderbare Wörter wie „Lustwucht“ (167) und das Stolpern über die Sprache. In der Türkei fallen David die Worte wie „torkelnde Narren“ (17) aus dem Mund. Übersetzung ist als Thema stets präsent. Das paßt, denn mehr als einmal scheinen die Gesprächspartner nicht miteinander zu reden. Kein Wunder: „Die Frau ist eben die Richtung, in die der Mann gerade nicht hinsieht“ (47). Was Jarmila betrifft, stimmt das (zunächst noch) ganz und gar.

David ist ein Glücksritter ohne Glück, ein Don Quijote, der seiner Dulcinea folgt, ein Frauenanbeter in orientalischer Tradition, ein liebeskranker Träumer; einer, der alles aufgibt, um der Quelle seiner Sehnsucht zu folgen – oder vielleicht einer, der gerade sein Fegefeuer erlebt? Einige Zeichen sprechen dafür. „Sind Sie auf der Durchreise?“, fragt der schwerverletzte David anfangs die Frau, die ihm das Wasser reicht. „So kann man es nennen“ (9), antwortet diese. Tyra wird immer weniger, „vergeudet versäumt vertan, verlesen vergangen verloren, das war früher“ (329), und gegen Ende hört David wieder jenes Dröhnen vor dem kommenden Tod. Der Blick vom Leopoldsberg aufs Donautal ist wie ein Blick in Gottes Land. Kitsch wird das aber nie, dafür sorgt schon die Begegnung mit dem Wiener Wirt, der den Tisch abräumt und fragt: „Gut wars nicht, aber zuwenig, oder?“ (358)

Der Text ist durchaus verankert in Zeit und Raum der Gegenwart. Ein Kieler Viertel etwa sieht aus wie „das wüste Hinterland einer Front, an der die Männer und Frauen geschworen hatten, sich totzuschuften für Bier und Kuchen und Urlaub alle zwei Jahre“ (165). Doch der Text schwebt über dem Boden, den er beschreibt, und reißt ihn weg. Zaimoglu hebt die Sicherheiten auf: Literatur ist Traum. In ihren Spiegelsplittern sieht man mehr: „Man hofft, ohne zu sehen. Man erwartet, ohne seinen Augen zu trauen. Man bekennt, voller Angst und ohne zu erkennen. Das ist aber sehr viel auf einmal, sagte ich“ (227).

ANMERKUNGEN

¹ P. v. Matt, Ist die Literatur ein Spiegel der Welt? Zum gegenwärtigen Stand einer alten Behauptung, in: ders., Öffentliche Verehrung der Luftgeister. Reden zur Literatur (München 2003) 72.

² Ebd. 72.

³ Ebd. 74.

⁴ Ebd.

⁵ V. Sorokin, Der Tag des Opritschniks (Köln 2008); Seitenangaben im Text in Klammern beziehen sich auf den jeweiligen Roman.

⁶ R. Leshem, Wenn es ein Paradies gibt (Berlin 2008).

⁷ O. Flor, Kollateralschaden (Wien 2008).

⁸ A. Popov, Die Hunde fliegen tief (St. Pölten 2008).

⁹ N. Gstrein, Die Winter im Süden (München 2008).

¹⁰ I. Schulze, Adam u. Evelyn (Berlin 2008).

¹¹ F. Zaimoglu, Liebesbrand (Köln 2008).